



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Dave Liebman ± Richie Beirach: Eternal Voices; Dave Liebman (ss, ts, fl), Richie Beirach (p); Jazzline / GoodToGo (2 CDs)

Die wundersamen Klanggespinste der seit 50 Jahren befreundeten Großmeister Dave Liebman und Richie Beirach werden anspruchsvolle Hörer mindestens eine halbe Ewigkeit beschäftigen und dabei immer wieder neu beglücken. Widmen sich auf diesem Doppel-Album von audiophiler Transparenz der 1946 geborene Saxofonist und der knapp ein Jahr jüngere Pianist doch nahezu ausschließlich klassischem Material – und zwar zunächst mit der ihnen eigenen Offenheit in schöner Bandbreite von Bach („Little Prelude No. 4 in D major“) über Mozart („Piano Concerto No. 23, 2nd Movement“) und Mompou („Impressiones Intimas“) bis hin zu Skrjabin („Prelude, Op. 74, No. 2“) und Schönberg, dessen „Colors – from 5 Pieces for Orchestra, op. 16“ von Beirach für den uralten, von Egon Zähringer fabelhaft intonierten Bechstein-Flügel reduziert wurde.

Dass sich die beiden Jazzer bei ihren sensiblen Anverwandlungen jeweils auf den langsamsten Satz konzentrierten, setzt sich auf der zweiten CD fort, die allein den sechs Streichquartetten von Béla Bartók gewidmet ist. Natürlich ist der jeweilige Vergleich von Original und Neudeutung hochspannend, doch auch ohne vertiefende Analyse erkennt man unmittelbar, wie delikat Beirach jede einzelne Note ausformt und zu unheimlich entschleunigter Wirkmacht führt.

Raum und Zeit scheinen aufgehoben, wenn Liebman darüber sein Instrument, meist das Sopransax, mit großem Atem spannungsreich schweben lässt. Was ob der zeitlosen Schönheit ihrer immens musikantischen Intimitäten Klassik-Hörern wie Jazzfans gleichermaßen die Tränen in die Augen treibt und „Eternal Voices“ zum wohl bedeutendsten Duo-Album der jüngeren Musikgeschichte macht.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Noah Preminger: After Life; Noah Preminger (ts), Jason Palmer (tp), Max Light (g), Kim Cass (b), Rudy Royston (dr) Criss Cross / Harmonia Mundi

In seinem Konzeptalbum „After Life“ verwandelt Noah Preminger tiefsinnige Überlegungen in wundervolle Töne. Schon von Jugend an beschäftigte den Tenorsaxofonisten die Frage, was er nach seinem Tod alles vermissen würde: Im Booklet seines Albums schreibt er vom Verlust zwischenmenschlicher Beziehungen, dem Staunen über Naturerscheinungen bis hin zum Sound einer Metropole.

Eine futuristische Welt: „die wir bewohnen könnten, wenn wir die Erde dereinst verlassen müssen“ kreiert Preminger in sieben Eigenkompositionen. Dafür verschaffen die jedem Titel zugrunde liegenden Gedichte von Ruth Lepson dem Saxofonisten zusätzliche Inspirationen. Eine stimmige Ergänzung dazu ist „Nothing World“, das auf der Arie „Ombra mai fu“ aus Händels Oper „Serse“ basiert. Es wird von Kim Cass' vorwärtstreibenden Basslinien eingeleitet, bis Noah Preminger das klangvolle Thema vorstellt. Nach und nach folgen ihm die Musiker seiner Band und ergänzen den Beitrag des Leaders mit ähnlich sensiblen Improvisationen. Mit seiner nuancenreichen Phrasierung und der faszinierenden Gestaltung seiner Saxofon-Chorusse wird Premingers Auszeichnung im Fachmagazin Down Beat als bester Saxofonist in der Rising Star Kategorie voll eingelöst.

„World Of Groth“ erhält von Max Lights' vitalisierenden Gitarren-Riffs von Beginn einen gewaltigen Schub. Die Kollektivimprovisationen zwischen dem Tenorsaxofonisten und dem brillanten Trompeter Jason Palmer stecken voller Spannung. Sie entladen sich in einer gewaltigen, motivreichen Soli-Folge und bereiten nach der erneuten, überraschend auftauchenden Präsentation des Themas durch die Bläser den Diskurs des Gitarristen vor. Ein exzellentes, an Höhepunkten reiches, zeitgemäßes Modern Jazz-Album.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Luca Aquino: Italian Songbook; Luca Aquino (tp, flh, tb), Danilo Rea (p), Natalino Marchetti (acc), Orchestra Filarmonica di Benevento u. a.; ACT / Edel

Eine Fazialisparese ist nie schön – aber am allerwenigsten für einen Bläser, der seine Gesichtsmuskulatur zur Tonbildung benötigt. Den Trompeter Luca Aquino traf es 2017 just vor dem Start seiner „Jazz-Bike-Tour“, die ihn radelnd von seiner kampanischen Heimatstadt Benevento quer durch Europa bis nach Oslo führen sollte. Nun, mit hartem Physio-Training und ausdauerndem Üben hat der inzwischen 45-Jährige seither sowohl Ansatz wie Spielvermögen zurückerobert, was er nun mit seinem „Italian Songbook“ strahlkräftig wie eh und je feiert.

Wobei der früher „apostolo del Miles“ genannte Aquino vor allem am Flügelhorn spürbar nach seinem Mentor Paolo Fresu klingt. Mit ebenso geradliniger, zart vibrierender Melodieführung, die weite Bögen spannt und dabei schnörkellose Geschichten erzählt. Wie „La canzone dell'armore perduto“ des Cantautore Fabrizio De André, das mit bitter-süßen Klängen des Orchestra Filarmonica di Benevento elegisch untermalt ist.

Während er für „Caruso“ seines Freundes Lucio Dalla allein auf die stupenden Tastenkünste von Danilo Rea und Natalino Marchettis flirrendes Akkordeon vertraut, um duftige Stimmungen zu zaubern. Umrahmt werden die zumeist kaum bekannten Canzoni von Nino Rota „La Strada“ und „Deborah's Theme“ von Ennio Morricone, wozu sich mit „So che ti perderò“ eine rare Perle von Chet Baker gesellt, die der 1962 unter Federführung des legendären Filmkomponisten während der RCA-Sessions für „Chet Is Back!“ aufgenommen hatte. Und hier von Luca Aquino in ganz eigenem Duktus beseelt wird, der sein zwischen Intimität und Opulenz schillerndes „Italian Songbook“ durchgängig zum Vergnügen macht.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

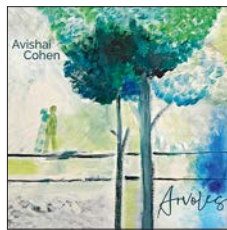
Carlos Bica: I Am The Escaped One; Carlos Bica (b), Daniel Erdmann (ts), DJ Illvibe (turntables); Clean Feed / cleanfeed-records.com

Ob man einen Musiker, der seit mittlerweile einem Vierteljahrhundert in Berlin lebt, noch als portugiesischen Jazzler bezeichnen darf, kann getrost bezweifelt werden. Auch wenn der 1958 in Lissabon geborene Bassist Carlos Bica nie die Wurzeln seiner Heimat gekappt hat, deren Folklore er regelmäßig in seine von mediterraner Heiterkeit geprägten Stücke einbringt. Nach seiner Zusammenarbeit Mitte der 1980er-Jahre mit der damals sehr populären Sängerin Maria João wurde er europaweit durch sein hinreißendes Trio „Azul“ mit Frank Möbus (Gitarre) und Jim Black (Schlagzeug) bekannt, dessen Klangbilder im Laufe zweier Dekaden zu Folk-Pop-Free Jazz-Soundscapes von filigran-grooviger Originalität ausgereift sind.

Umso überraschender ist deshalb, dass Carlos Bica nun für sein jüngstes Album „I Am The Escaped One“, dessen Titel sich einem nachdenkswerten, im Digipack abgedruckten Gedicht von Fernando Pessoa verdankt, mit Daniel Erdmann und DJ Illvibe zwei völlig andersartige Klangkünstler gegen seine sonor-erdig tönenden, oft gestrichenen Basslinien stellt. Was unerhört neue Farben ins aufregende Spiel bringt.

Denn Erdmann serviert mit grandios angerauter, samtig-duftiger Intonation am Tenorsax wunderschöne Melodien zu Bicas erregendem Tieftöner, während das Turntables-Genie DJ Illvibe für stimmige Grundierungen im gelassen fließenden Geschehen sorgt. Und dabei mit bewunderswert sicherem Griff in die Plattenkiste von mal delikaten, mal knackigen Rhythmus-Pattern über frickelige Noise-Attacks bis hin zu archaischen Blues-Vocals jede Menge starke Sounds in ihre intensiven Interaktionen einbringt. Die sich in toto als immens attraktive Synthese aus Tradition und Moderne erweisen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

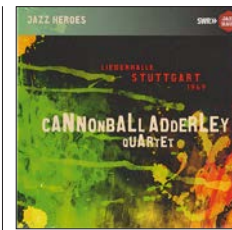
Avishai Cohen: Arvoles; Elchin Shirinov (p), Avishai Cohen (b), Noam David (dr), Björn Samuelsson (tb), Anders Hagberg (fl); (2019) Razdaz Recordz / ADA

Es gibt kaum ein Bassspiel, das so gelenkig und kraftstrotzend ist wie das von Avishai Cohen. Seine Themen springen und tanzen in komplexen Rhythmen. Und bleiben doch stets eingängig. Auf seinem neuen Album „Arvoles“ erweitert der Bassist sein bewährtes Trioformat um ein paar fein arrangierte Bläserribs von Flöte und Posaune.

Wie immer bei Avishai Cohen kann sich ein schöner Sog entwickeln. Immerhin hat man ihn deshalb auch schon als popkompatibel geoutet. Auf „Face Me“ baut das Trio mit Elchin Shirinov am Klavier und Noam David einen einzigen langen Spannungsbogen auf, bei dem der Leader auch zum Bogen greift. Aber die Platte überzeugt zudem mit sanglich balladesken Elementen, bei denen die Flöte den Leadingpart einnehmen kann. Schon den Titeln kann man einen melancholischen Grundton ablauschen: „Childhood“ heißt einer und „New York 90's“ oder „Nostalgia“. Und der Albumtitel „Arvoles“ meint „Bäume“ in der Sprache der sephardischen Juden.

Präzise etabliert das Ensemble die Themen. Richtig jazzig wird es in den jeweiligen Soli, da wirbelt Pianist Shirinov über die Tasten, Cohen lässt seine Basssaiten ordentlich auf dem Griffbrett schnalzen. Trotzdem: Mit weniger mehr zu sagen – das war die erklärte Zielsetzung von Cohen für das aktuelle Album. „Es braucht freilich reichlich Erfahrung, um dieses Ziel zu erreichen“, gibt der Leader zu bedenken und begreift seine Musik als Spiegel vergangener musikalischer Erfahrungen. Das gelingt schön! In allen Passagen erkennt man Cohens kompositorische Handschrift sofort. Allein das ist schon ein Qualitätssiegel.

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Cannonball Adderley Quartet: Liederhalle Stuttgart 1969; Julian Cannonball Adderley (as), Nat Adderley (corn), Joe Zawinul (p), Victor Gaskin (b), Roy McCurdy (dr); SWR Jazzhaus / Naxos

Mitreißende Bläsersätze, funky Piano-Begleitung und ein packender Groove: Mit seinem gefeierten Auftritt beim Jazzworkshop in San Francisco 1959 hatte Cannonball Adderley seine Erfolgsformel gefunden. Der Code dafür lautete Soul Jazz. Gemeinsam mit seinem Kornett spielenden Bruder Nat leitete der Altsaxofonist eine der heißesten Quintett-Formationen der 1960er-Jahre. Beide waren hervorragende Instrumentalisten, die zudem zahlreiche attraktive Themen kreierten. „Work Song“ wurde bei fast jedem Konzert vorgetragen. Mit seinem von Blues und Gospel eingefärbten Ruf- und Antwortschema zählt es zum Prototyp einer Soul-Jazz-Nummer. Erheblichen Erfolg an der Popularität des Quintetts (es handelt sich nicht um ein Quartett, wie auf dem Cover fälschlich angegeben) hatten immer auch die Pianisten der Gruppe. Bereits Bobby Timmons hatte mit „This Here“ ein zugkräftiges Thema eingebracht, doch noch wesentlich erfolgreicher war Joe Zawinul: Sein „Mercy, Mercy, Mercy“ stürmte sogar die Billboard Pop Charts.

Das Stück fehlt beim Stuttgarter Konzert. Dafür trumpfte Zawinul mit anderen Originals wie dem humorvollen „Rumpelstiltskin“, dem fantasievollen „The Painted Desert“ und dem souligen „Walk Tall“ auf. Letzterer Titel bekräftigt einmal mehr, weshalb der Wiener Pianist den Ruf hatte, der am schwärzesten spielende weiße Musiker zu sein. In „Somewhere“ klingen Cannonball Adderleys Altsax-Chorusse so optimistisch, als könnte er den in den Lyrics geäußerten Wunsch nach einem besseren Leben unmittelbar erfüllen. Mit seinem Solo in Dizzy Gillespies „Blue 'n' Boogie“ erinnert er an bewegte Bebop-Zeiten, die der danach im Fokus stehende Roy McCurdy mit einem fulminanten Drum-Solo bekräftigt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Christopher Dell: Das Arbeitende Konzert (Revision VI-VII); Christopher Dell (vib), Robert Landfermann (b), Christian Lillinger (dr) u. a.; Edition Niehler Werft / info@niehler-werft.de (2 CDs)

Man kann sich das Leben unnötig schwer machen. Und zuerst den intellektuell herausfordernden, englischsprachigen Booklet-Text von Christopher Dell lesen, wo der studierte Vibrafonist, Philosoph, Musiktheoretiker und Professor für „Urban Design / Urban Renewal“ sein hochkomplexes und äußerst anspruchsvolles Kompositions-konzept erläutert, das hinter dem klanglich spektakulären Doppel-Album „Das Arbeitende Konzert (Revision VI-VII)“ steht.

Besser ist es, zunächst unvoreingenommen den subtilen, durch Raum und Zeit schwebenden Gespinsten nachzuspüren, die sich in wechselnden Konstellationen oft sehr verhalten aus den hochmusikalischen Aktionen von Pierre Borel (Saxofon), Elisabeth Coudoux (Cello), Christian Lillinger (Drums), der beiden Bassisten Robert Landfermann und Jonas Westergaard sowie natürlich Dells Vibrafon entwickeln. Die erscheinen auf der ersten CD in zehn „Formblock“ genannten, zumeist geräuschhaften Struktur-Elementen, die von zart bis hart zwischen Slow Motion und High Speed farbenreich schillernde, großmeisterliche Improvisations-artistik offerieren.

Der zweite Tonträger gerät dann zur Herausforderung für analytische Hörer, wurden dort doch, zum Teil ergänzt um weitere Klangbausteine, diese Formblöcke von dem Komponisten und seinem exzellenten Toningenieur Klaus Scheuermann kunstvoll auf Direktschnitt-Platten neu geordnet und jeweils als „Modular Form“ in andere Spannungsverhältnisse gesetzt. Was den von Dell intendierten Diskurs zwischen Musikern und Publikum nochmals erweitert. Klarer Rat: Hören – Lesen – Verstehen. Es winkt reicher Lohn.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Anat Fort Trio: Colour; Anat Fort (p), Gary Wang (b), Roland Schneider (dr); Sunnyside / GoodToGo

Obwohl die Pianistin Anat Fort als einer der einflussreichsten Leuchttürme der israelischen Jazzszene gilt, was vor allem Anfang des Jahrtausends in die New Yorker Avantgarde-Community ausstrahlte, hat sie in 20 Jahren gerade mal eine Hand voll Tonträger veröffentlicht. Ihrem Debüt „Peel“ auf Orchard Records 1999 folgte freilich 2004 gleich ein Donnerschlag bei ECM, der sie ins internationale Rampenlicht katapultierte: „A Long Story“ mit Perry Robinson, Ed Schuller und Paul Motian. Mit „And If“ feierte Anat Fort dann 2009 ebendort den zehnten Geburtstag ihres Trios mit dem amerikanischen Computer-Wissenschaftler Gary Wang am Bass und dem deutschen Schlagzeuger Roland Schneider. 2016 folgte noch das Trio-Album „Birdwatching“.

Zur Feier des 20. Jubiläums ist „Colour“ jetzt von Ant Fort selbstproduziert beim New Yorker Label Sunnyside erschienen. Die inzwischen 49-jährige Tastenkünstlerin klingt hier hörbar gelöst in der Präsentation ihrer leicht-händig fließenden Kompositionen. Beflügelt von den Cymbal-betonten, dezent kraftvollen Rhythmen des beachtlichen Roland Schneider, zu denen sich Gary Wangs elegant-effiziente Bass-Lines gesellen, erzählt Anat Fort wundersame Geschichten, die lustvoll mit Tempi, Dynamik und Stimmungen spielen.

Wobei bluesige Momente („The Limp“), herzergreifende Gospel-Harmonien („Sort of“) oder latentes Swing-Feeling („Tirata Tiratata“) perfekt ausbalanciert neben balladesker Lyrik wie dem sowohl solo als auch à trois kredenzten „Part“ stehen. „Colour“ ist folglich genau das – farbenreich zart leuchtend.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Jazz At Berlin Philharmonic IX, Pannonica: Ira Rantala (p), Dan Berglund (b), Anton Eger (dr), Angelika Niescier (as) u. a.; ACT / Edel

Es ist kein Zufall, dass dieses Konzert mit Monks „Round Midnight“ beginnt. Immerhin hatte dieser Song die Jazz-Philanthropin Pannonica de Koenigswarter auf den Pianisten aufmerksam gemacht. Und das zu einer Zeit, als der Personalstil dieses heute legendären Pianisten höchst umstritten war. Wann immer Monk in den folgenden Jahren durch Drogen, den Entzug der Cabaret Card, der ein sofortiges Auftrittsverbot zur Folge hatte, in Schwierigkeiten geriet, sprang ihm Pannonica zur Seite. Sie war schwerreiche Rothschild-Erbin und ursprünglich Diplomaten-gattin. Aber der schwarzamerikanische Jazz vermittelte ihr über alle Rassenschranken hinweg ein Gefühl der Freiheit.

Das inzwischen neunte „Jazz At Berlin Philharmonic“ ist nun der berühmten Jazz-Mäzenatin gewidmet und bietet einen Reigen von Monk-Kompositionen, aber auch Horace Silvers Widmungssong „Nica's Dream“. Unter der Leitung des Pianisten Ira Rantala ist die New Yorker Sängerin Charenée Wade stimmlich wunderbar präsent, gefolgt von den Saxbläsern Angelika Niescier und dem Veteranen Ernie Watts. Vor allem Letztere vertreiben den Gedanken an einen allzu „smooth“ dahingleitenden Abend. Beide weiden die Themen aus, lassen sich musikalisch keine Fesseln anlegen, blasen sich die Seele aus dem Leib, bevor Wade die Songs wieder in die Erkennbarkeit überführt.

Auch Rantala lässt seine pianistischen Fähigkeiten glänzen. Manchmal klingt er wie ein moderner Monk, freilich scheint dabei genug Virtuosität durch, um Rantala kenntlich zu machen. Kurator der Reihe ist ACT-Produzent Siggis Loch. Wie Pannonica hatte er ein musikalisches Erwerckungs-erlebnis mit 15, als er Sidney Bechet live hörte. Die Folgen sind bekannt!

Tilman Urbach



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★★

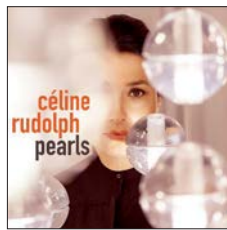
Martin Tingvall: The Rocket; Martin Tingvall (p); Skip / Soulfood

Sein Tingvall Trio gehört seit langem zu den beliebtesten Formationen dieses überbesetzten Genres. Was nicht allein an den kultivierten Tastenkünsten des 1974 geborenen Schweden liegt, sondern vor allem an seinem stupenden Vermögen, gefällige Melodien von flirrender Schönheit zu schreiben. Weshalb etwa Udo Lindenberg, was viele Jazzfans nicht wissen, immer wieder gern mit Martin Tingvall kollaboriert.

Nun legt der Wahl-Hamburger, der einst die Grundlagen seines Handwerks vom großen Kollegen Bobo Stenson in Malmö vermittelt bekam, mit „The Rocket“ sein drittes Soloalbum vor. Und wie das mit Hamburgern so ist – man mag sie, oder eben auch nicht. Wobei der Genuss seiner insgesamt 14, maximal fünf Minuten dauernden Kleinode gleichermaßen von der aktuellen Disposition des Hörers wie auch von der jeweiligen Situation des Klangerlebens bestimmt sein dürfte. Denn was perfekt als Soundtrack für ein nächtliches Tête-à-Tête dienen mag, kann einem morgens durchaus am Ohr vorbeirutschen.

Ab wie eine Rakete geht hier nämlich nichts – stattdessen drehselt Tingvall auf so sprechenden Titeln wie „Floating“ oder „In Motion“ wundersame Melodien, bei denen sich die einzelnen Noten wie Perlen auf einer Kette aufreihen. Und untermalt den schwelgerisch-verträumten Wohlklang mit wohlgesetzten, tieftönenden Gegenlinien, die den romantischen Duktus stimmungsvoll beflügeln. Von Tastendonner keine Spur, allenfalls variieren Tempo und Dynamik der balladesken Tracks gemäß eines alten NDW-Hits: „Völlig losgelöst von der Erde schwebt das Raumschiff völlig schwerelos ...“ Kaum ist der letzte Ton verklungen, kommt einem Heraklit in den Sinn: „Alles bewegt sich fort und nichts bleibt.“

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

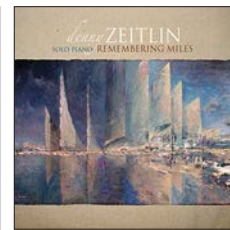
Céline Rudolph: Pearls; Céline Rudolph (voc), Lionel Loueke (g, voc), Leo Genovese (p, key), John Ellis (b-cl) u. a.; Obsessions / Membran

Manche Fragen muss man einfach im Raum unbeantwortet stehen lassen. So jene, warum Céline Rudolph die 14 Tracks ihres neuen Albums „Pearls“ erstaunliche sechs Jahre lang unter Verschluss hielt. An der Hoffnung auf wachsenden Ruhm ihres Gitarristen Lionel Loueke wird es kaum gelegen haben, schließlich sind die 1969 in Berlin geborene Halbfranzösin und der vier Jahre jüngere, aus Benin stammende Saitenzauberer seit 2015 regelmäßig gemeinsam unterwegs, was zwei Jahre später zu ihrer Duo-Scheibe „Obsession“ führte.

Egal, denn was die mit geschmeidigem Charme in höheren Alt-Lagen jublierende Sängerin unter Federführung des stets präsenten und gewitzten Rhythmus-Pattern abliefernden Drummers Jamire Williams 2013 im New Yorker Studio „Brooklyn Recording“ fabrizierte, ist zwar offenkundig gut abgegangen, tönt aber ausgesprochen frisch und munter. Woran Leo Genovese, der neben perlendem Jazz vom Flügel auch jeder Menge elektrischem Alt-Instrumentarium bis hin zur berühmten Farfisa-Orgel oft frickelige Retro-Sounds, immer aber spannende Akzentuierungen entlockt, maßgeblichen Anteil hat. Obwohl er sich die Melodie-Arbeit mit Loueke an diversen Gitarren teilen muss, der gar Afro-Grooves zu der wechselnd englisch- und französischsprachig gesungenen Poesie von Céline Rudolph beisteuert.

Dass John Ellis mit seiner Bassklarinette lediglich einen der hart an der Kante zum Pop schrammenden Songs, nämlich „L'ascenseur pour l'équinoxe“, stimmungsvoll veredelt, ist ebenso bedauerlich wie der Umstand, dass Bass-Ass Burniss Travis zumeist nur im Untergrund agiert – dies allerdings effizient. Auch deshalb funkeln die „Pearls“ dieser fabelhaften Vokalistin in toto délicieux et très charmant.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

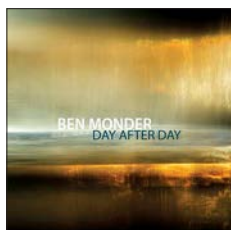
Denny Zeitlin: Solo Piano – Remembering Miles; Denny Zeitlin (p) Sunnyside / GoodToGo

Für Denny Zeitlin stellte sich in beruflicher Hinsicht nie die Entweder-oder-Frage: Mit der gleichen Leidenschaft, mit der er seit über einem halben Jahrhundert als Psychiater arbeitet, ist er auch als Pianist im Modern Jazz präsent. Bereits sein im Jahr 1964 erschienenes Debütalbum „Cathexis“ begeisterte Kollegen wie zum Beispiel Bill Evans. In der Folgezeit spielte er mit prominenten Musikern, unter ihnen Joe Henderson, Charlie Haden und Pat Metheny.

Mit seinem exzellenten Soloalbum „Remembering Miles“ entpuppt sich Denny Zeitlin als subtiler Kenner von akribisch ausgewählten Themen, die in Miles Davis' Karriere wichtig waren. Wie in einem Zeitraffer werden damit die stilistischen Wandlungen des berühmten Trompeters aufgezeigt: Sie führten ihn vom Bebop, wie in dem Stück „Milestones“ aus dem Jahr 1947, zu Hardbop-Erkundungen („Stablemates“), modalem Jazz („Flamenco Sketches“ aus dem Kultalbum „Kind Of Blue“) bis hin zu Fusion mit den Themen „Time After Time“ und „Tomaas“.

Dass er dabei niemals in Versuchung gerät, in seinen Ausführungen Davis' melodische Linien nachzuempfinden, macht den Reiz von Denny Zeitlins Interpretationen aus. Immer schlägt er eigene improvisatorische Wege ein. Sie führen traumwandlerisch zu melodischen Motivfolgen, die Themen wie Davis' Eigenkomposition „Solar“ und dem auf einem schwedischen Volkslied beruhenden „Dear Old Stockholm“ eine bestechende Eleganz geben. Mit welchem Feeling Denny Zeitlin den von Miles Davis komponierten Blues „Weirdo“ auslegt, wobei er bereits das Thema leicht verändert und im Verlauf seiner Improvisation feine melodische Akzente setzt, charakterisiert die Methodik eines Künstlers, für den seelenlose Routine ein Fremdwort ist.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

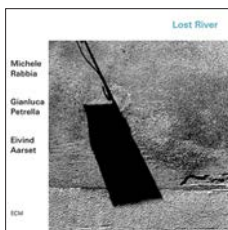
Ben Monder: Day After Day; Ben Monder (g, el-g), Matt Brewer (b, el-b), Ted Poor (dr); Sunnyside / GoodToGo (2 CDs)

Nonkonformisten genießen den Vorteil, dass sich ihr Verhalten nur schwer einschätzen lässt. Das trifft besonders auf Ben Monder zu. In den vergangenen drei Jahrzehnten wirkte der New Yorker Gitarrist – stilistisch ziemlich ungezwungen – vom Soul Jazz bis hin zur Avantgarde vorrangig als Sideman mit. Dabei blieb aber nie Monders spezielle Spielauffassung auf der Strecke.

Für sein neues Projekt wählte Monder Arrangements von Stücken anderer Komponisten, die zu seinen Favoriten zählen. Eine Auswahl davon ist hier dokumentiert. Die beiden Platten klingen äußerst unterschiedlich: Auf der ersten CD zelebriert Monder solo, wie in einer Zeitschleife gefangen, äußerst elegisch interpretierte Versionen von Songklassikern wie „My One And Only Love“, „Emily“ und Quincy Jones’ „The Midnight Sun Will Never Set“. Etwas zügiger fasst der Gitarrist „The Windows Of The World“ auf. In Burt Bacharachs Protestsong ist seine Improvisation abwechslungsreicher.

Wesentlich spannender verläuft die Musik auf der zweiten CD, die der Leader im Trio mit dem Bassisten Matt Brewer und dem Drummer Ted Poor aufnahm. Schon Monders munteres, von Country Music eingefärbtes „Galveston“, ein Thema des Singer/Songwriters Jimmy Webb, klingt verheißungsvoll. Die röhrend rockige Version von John Barry’s „Goldfinger“ bildet einen Gegensatz zu Monders akustischen Gitarreneinsätzen in Fleetwood Macs „Dust“ und Bob Dylans „Just Like A Woman“. Seine Akkorde sowie sein Einzelnotenspiel legt er über den lässigen Groove der Rhythmiker. „Day After Day“ von der Popgruppe Badfinger hört sich in Ben Monders Version an, als säße der Gitarrist in einer Raumfähre und beschriebe mit ungewöhnlichen Sounds die Bahnen von Himmelskörpern.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

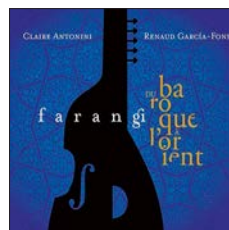
Michele Rabbia, Eivand Aarset, Gianluca Petrella: Lost River; Michele Rabbia (dr, electr), Eivind Aarset (g), Gianluca Petrella (tb); ECM / Universal

Es ist kein Zufall, dass bei diesem Album der Name des Drummers Michele Rabbia an erster Stelle firmiert. Sein Spiel – das filigrane Zischen der Becken, das dunkle Grollen der Toms, dazu Live-Electronics zwischen Geräusch und Ton – strukturiert diese horizontale Musik: die stehenden Klänge von Eivind Aarsets Gitarre, die dunkel geblasene Posaune von Gianluca Petrella.

Aarset und Rabbia kannten sich bereits von mehreren Duokonzerten, Petrella stieß als dritter Mann hinzu. Die Geburt eines Trios, das sich dem Raumklang verschrieben hat. Immer wieder kreist das Album „Lost River“ um das Thema „Wasser“. Das Gleiten, die Klangstrudel, die wellenartig wiederkehrenden Motive, dahinplätschernde Töne – all das ist lautmalerisch nachzuempfinden. Und natürlich wird der Totenfluss „Styx“ als mythischer Klangstrom thematisiert. Musik nicht von dieser Welt, eher eine mystische Traumlandschaft.

Interessant wird es, wenn Rabbia und Petrella abstrakte elektronische Soundfelder präsentieren, die sich jeder Kategorisierung entziehen. Auch Eivind Aarset agiert meist jenseits erwartbarer Gitarrenpfade. All das ist fokussiert auf Sparsamkeit, auf den Rückzug ins Inwendige, vollständig entkernt. Und das, obwohl die Musik opulent, beinahe als Klangwand herüberkommt. Tatsächlich entwickelte sich diese ungeheuer suggestive Musik spontan im Kollektiv. Erstaunlich, wie genau, wie feinsinnig hier interagiert wird. Das Hören als Expedition, das Ohr als Kompass. Mit dem Aufnahmestudio als großem Denklabor!

Tilman Urbach



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

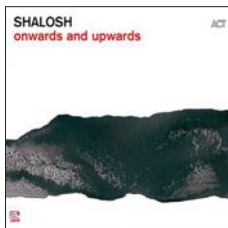
Renaud Garcia-Fons & Claire Antonini: Farangi; Claire Antonini (Theorbe, Laute), Renaud Garcia-Fons (b) e-motive / Galileo

Es gibt wohl niemanden, der eine derart einzigartige und unverwechselbare Klangsprache entwickelt hat wie der französische Bassist Renaud Garcia-Fons. Ganz abgesehen davon, dass er mit stupender, stets jedoch zweckdienlicher Virtuosität sämtliche technischen Raffinessen von Doppelgriffen über Glissandi bis zu Flageolets aller Arten in rarer Perfektion beherrscht, bringt er seinen 5-Saiter außerdem mit aberwitzig ausgefeiltem Bogen-Einsatz zu in höchsten Tönen jubelndem Singen. Und dies gern auch mal mehrstimmig per Loop-Machine, was faszinierende Zwiesgespräche mit sich selbst ermöglicht, die der 1962 geborene Sohn eines bekannten katalanischen Malers obendrein auch noch perkussiv auf seinem Instrument illustriert.

Was zusammen mit seiner immensen Musikalität, die souverän Klassik, Jazz, orientalische Musik und Flamenco für eigene Klangbilder nutzt, zu überwältigenden Hörerlebnissen von bestechender Intensität führt. Weshalb sich angesichts seines neuen Duo-Albums „Farangi“ mit Claire Antonini an Theorbe und Lauten auch nicht die Frage stellt, ob diese aufregende Synthese aus barocken Klängen und moderner Improvisation denn Jazz sei.

Dass seine renommierte Partnerin auch traditionelle persische Musik studierte, kommt ihren 19 zart leuchtenden Preziosen mit so poetischen Titeln wie „Sylvains d’Orient“ oder „Comme un derviche amoureux“ jederzeit zugute. Ihr „Farangi du baroque l’orient“ ist als grenzenüberschreitende Begegnung unterschiedlicher Kulturen und Zeitläufte ein schlicht hochemotionaler, melodisch wie rhythmisch überwältigender Saitenzauber in zeitloser Frische und faszinierender Klangpracht.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Shalosh: Onwards And Upwards; Gadi Stern (p, el-p, key), David Michaeli (b), Matan Assayag (dr); ACT / Edel

„Shalosh ist nicht bloß eine Band,“ sagt Gadi Stern, „es ist eine Idee.“ Um einen griffigen Spruch sind sie nicht verlegen, dennoch bleiben sie nicht zuletzt auch eine Band. Genauer: ein Pianotrio, das mitunter klingt wie eine Rockband. Die drei Israelis kennen sich und machen Musik seit gemeinsamen Schulzeiten in Jerusalem. Pianist Stern ging zeitweise nach New York, vermisste aber bald die traute Zusammenarbeit. Er kehrte zurück, in Tel Aviv formierte man sich neu und nannte sich Shalosh (hebräisch für „drei“), nicht etwa Gadi Stern Trio.

„Im Jazz“, meint Stern, „ist es doch oft so: Jeder wartet darauf, dass er mit seinem Solo dran ist, aber keiner interessiert sich für die Beziehungen, die durch die Musik entstehen.“ Dem halten Shalosh die Idee einer kompakten Einheit entgegen, in der kein Leader das Sagen hat, wo Solo- und Begleitfunktionen aufgehoben sind. Die akustische Instrumentierung eines Klaviertrios verbinden sie mit der Energie des Rock und gelegentlichen Formanleihen bei klassischer Musik.

Ihre eigenen Stücke leben von Themenbrüchen und vertrackten Metren, Wiederholungen und wuchtigen Akkorden, dynamischen Steigerungen und perlenden Arpeggien. Was schon mal zu Bombast neigt, doch dem stehen auch zarte Momente gegenüber. Die Klaviatur der Bezugsgrößen ist breit und reicht von einer federnden Hommage an Trio-Altmeister Ahmad Jamal bis zum 80's-Synthie-Pophit (a-ha: „Take on Me“), von der realen Fußball- („You'll Never Walk Alone“) bis zur potenziellen Stadionhymne (Ende des Titelstücks). „Wir lieben es, wenn das Publikum die Melodie mitsingt. Das passiert jedes Mal und berührt uns immer wie beim ersten Mal.“

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Inge Brandenburg: I Love Jazz; Inge Brandenburg (voc), Kurt Edelhagen, Paul Kuhn u. a. (Orchester), Klaus Doldinger (ts), Michael Naura (p); Unisono / Edel

Vor einiger Zeit erinnerte Marc Boettcher mit seiner einfühlsamen Buch- und Filmbiografie sowie dem Album „Sing! Inge Sing!“ an Inge Brandenburg. Bereits 1958 wurde die charismatische Sängerin beim Deutschen Jazzfestival in Frankfurt stürmisch gefeiert. Zwei Jahre später errang sie beim Festival Européen du Jazz in Antibes als „beste europäische Jazz Sängerin“ eine weitere bedeutende Auszeichnung. Trotz dieser Erfolge durchlebte die durch eine traumatische Kindheit belastete Künstlerin in der Folgezeit auch die Abgründe des Musikgeschäfts.

Zwei Dekaden nach ihrem Tod und anlässlich ihres 90. Geburtstags machte sich Marc Boettcher nochmals in Privat- und Rundfunkarchiven auf die Suche nach bislang unveröffentlichten Aufnahmen. Auf welche musikalischen Pretiosen er dabei stieß, dokumentieren jetzt 18 zwischen 1959 und 1971 eingespielte Stücke. Schon bei den ersten Titeln von „I Love Jazz“ begeistert Inge Brandenburg mit swingendem „A Taste Of Honey“ und einer hinreißenden Version von „Cry Me A River“. Dafür sorgt auch die kongeniale musikalische Begleitung durch das Südfunk-Tanzorchester unter der Leitung von Erwin Lehn.

Auch die Auftritte der Sängerin mit anderen Big Bands wie „Stella By Starlight“ mit dem WDR-Orchester Kurt Edelhagen oder das rauchart vorgetragene „On The Sunny Side Of The Street“ mit SFB-Tanzorchester unter der Leitung von Paul Kuhn unterstreichen Brandenburgs stimmliche Ausdrucksvielfalt. Ebenso eindringlich kommt ihr Gesang in kleinen Besetzungen zur Geltung. In „What's The Matter, Daddy“ mit dem Klaus Doldinger Quartett entpuppt sie sich als extrovertierte Blues-Sängerin und, im Kontrast dazu in „Round Midnight“, begleitet vom Quartett des Pianisten Michael Naura, als stilvolle Balladen-Interpreten.

Gerd Filtgen



Musik
★★★
Klang
★★★★

Jacob Karlzon: Open Waters; Jacob Karlzon (p, synth, Fender Rhodes), Morton Ramshol (b, e-b), Rasmus Kihlberg (dr) Warner

Als lupenreiner Jazzmusiker will sich Jacob Karlzon gar nicht bezeichnen. Dafür blickt der schwedische Pianist zu sehr über den Tellerrand hinaus; er hat mit der Klassik geflirtet, elektronische Beats finden sich in seiner Musik, aber auch Metal-Anklänge. Mit seinem aktuellen Album „Open Waters“ kehrt er einmal mehr zum Trioformat zurück, nicht ohne die Grenzen zum Jazz-Pop zu streifen.

Dabei kommen die ersten Töne auf dem Klavier eher wie ein hochromantisch klassisches Entree daher; aber schon öffnet sich die Welt des Klaviertrios, setzen doch Morten Ramshol am Bass und Rasmus Kihlberg hinter dem Schlagzeug ein. Später tupft Karlzon einige synthetische Hintergrundschleifen dazu. Und da sind wir schon mittendrin in einer Pat Metheny-artigen musikalischen Raumzeitreise, die einen einerseits fortragen, aber doch auch mitunter nerven kann.

Natürlich ist Karlzon ein sehr guter Pianist. Und er schreibt delikate Themen. Auch das ist schön auf dem neuen Album zu hören. Aber es dauert doch etwas lange, bis die Musik an Eigengewicht gewinnt. Das ist immer gegeben, wenn Karlzons Finger das Laufen lernen und nicht nur die eingängigen Motive nachzeichnen. Auch der Einsatz der Fender Rhodes bringt eine neue Farbe in die Musik. Auf „Motion Picture“ hebt sich plötzlich der Vorhang und lädt zum mitreißenden „up-tempo“ ein. Da wird klar, was die Formation leisten kann. In seiner Band ist Karlzon unzweifelhaft der Leader. Seine Mitstreiter sekundieren solide und halten sich im Hintergrund. Wahrscheinlich müsste man die Band live hören, um ihre wirklichen Potenziale beurteilen zu können. Das, was wir hier hören, ist gute Unterhaltungsmusik. Aber leider zu selten mehr.

Tilman Urbach